

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaubroschur 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3,50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Im Reichstage kam es infolge des provozierenden Auftretens des Reichskanzlers zu Rärmsen.

Sachsen ist im Bundesrate mit seinen Anträgen auf Verschlechterung der reichsländischen Wahlreform abgefallen.

Die offizielle Presse macht Angaben über die geplante Wiederauflage der Umsturzvorlage.

Die dritte Lesung des Arbeitsamtergesetzes soll bis zum Februar verschoben werden, um Zeit zum Kuhhandel zu schaffen.

Der gestäupte Reichsverbändler.

Leipzig, 14. Dezember.

Eine derbe aber notwendige Abstrafung war es, die gestern die sozialdemokratische Reichstagsfraktion an dem deutschen Reichskanzler vornahm. Und dadurch, daß der Delinquent sich gegen seine öffentliche, dreimal verdiente Züchtigung zur Wehr setzte, führte er selber seinen totalen moralischen Zusammenbruch herbei. Der Mann ist erledigt.

Nicht etwa, daß er nun ginge. Wie käme er dazu? Herr Bethmann-Hollweg hat ja selber erklärt, was man in der Öffentlichkeit über ihn urteilt, lasse ihn „vollständig kalt“. Und der Sozialdemokratie kann es nur recht sein, wenn er bleibt. Ein Mann als Reichskanzler, der sich im Reichstag einen frivolen Eingriff in ein schwebendes Gerichtsverfahren vorwerfen lassen muß, der diesen vernichtenden Vorwurf damit pariert, daß er einen neuen zynischen Versuch macht, die Richter zu beeinflussen und das Urteil des Prozesses vorwegzunehmen — was kann für unsere politischen Verhältnisse charakteristischer sein, was kann aufklärender, aufrüttelnder wirken? Der Genosse Liebknecht hatte in der Tat recht, wenn er den amerikanischen Genossen gegenüber auf diese „Perle von Reichskanzler“ nicht verzichten wollte und in das Stoßgebet ausbrach: Gott erhalte uns deutschen Sozialdemokraten unsern Bethmann-Hollweg in alle Ewigkeit, Amen!

Dem Genossen David war es vorbehalten, in einer wirkungsvollen Rede, die mit einem Geplänkel gegen die bürgerlichen Parteien anhub und dann zum Kernthema des Moabiter Prozesses überging, das auszusprechen,

was dem Reichsverbändler im Kanzlersessel auf seine Fehrede am Sonnabend geantwortet werden mußte. Eilig folgte man den Braven herbei. Doch die Szene, die nun folgte, wollen wir ein bürgerliches, weit rechtsstehendes, ein nationalliberales Blatt schildern lassen. Die National-Zeitung schreibt:

Als der Sozialdemokrat dann die Anklage des Vorwärts gegen den Reichskanzler wegen seiner Verteidigung des Verhaltens der Polizei von der Tribüne herab scharf und bissig wiederholte, wurde Herr v. Bethmann-Hollweg schleunigst aus der Verborgenheit herbeigeholt. Die resignierte Miene, mit der er sich in seinen Sessel sinken ließ, wich aber bald, während ihn der sozialdemokratische Redner spöttisch apostrophierte, einer unverkennbaren Nervosität. Und auch der sonst so hilfsbereite Block griff nicht schützend ein; im Zentrum und auf der Rechten herrschte nachdenkliche Ruhe.

Die erwartete Erwiderung des Reichskanzlers blieb nicht aus. Sie war kurz; die sonore Betonung der Worte verriet die innere Erregung noch mehr als das gerötete Gesicht. Herr v. Bethmann-Hollweg wies die Verdächtigung des Eingriffs in die unbeeendete Moabiter Verhandlung sehr entrüstet zurück; seine Argumente waren nicht ohne Geschick gewählt. Es schien, als ob er einen ungetriebenen schwarz-blauen Sieg über die äußerste Linke erringen würde. Doch plötzlich entfuhr ihm, dem sonst so philosophisch Bedächtigen, das Wort: die moralische Schuld an dem Moabiter Ereignissen trifft doch die Sozialdemokratie.

Und im Augenblick war der Tumult da. Sozialdemokratische Zwischenrufe: Frechheit! Gelogen! tönten aus dem Wirrwarr der Stimmen hervor; Präbent Schull, zum erstenmal seit der Investitur mit seinem richtigen Amt in einen derartigen parlamentarischen Kampf verwickelt, schwang ohne Erfolg die Glocke, verteilte Ordnungsrufe und redete vergebens auf die „Ruhestörer“ ein. Wohl zwei Minuten hielt der Lärm an. Der „stimmlichen“ Ueberlegenheit des Blocks gelang es schließlich, Herrn v. Bethmann-Hollweg für die Vollendung seines Satzes Gehör zu verschaffen. Als der Reichskanzler sich wieder setzte, dröhnte der Beifall der Regierungsmajorität durch den Saal und erstigte das Rischen.

Dieser Zwischenfall stellt in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus in seiner unvermittelten Schärfe eine Ausnahme dar. Er ist in hohem Maße bedauerlich, beweist aber zugleich, wie hoch die Wogen der politischen Erregung im Augenblick gehen. Während der ganzen Szene verhielt sich die bürgerliche Linke völlig passiv. Nur Konservative und Zentrumsleute parierten den sozialdemokratischen Vorstoß gegen die parlamentarischen guten Sitten mit Streitrufen wie „unreife Menge“. Und als Beschwörer des Sturmes trat der freisinnige Schrader auf, dessen ruhiger Etairkritik es gelang, die aufgeregten Gemüter wieder in die Bahnen der sachlichen Diskussion zu lenken. Doch als Gemüth des heutigen Tages bleibt nur die deprimierende Erkenntnis einer schlimmen Vorbedeutung für die Zukunft.

Klingt das nicht wie Sterbegeläute? Man fühlt das heraufziehende Gewitter, von dessen Furchtbarkeit der

gestrige Tag nur ein ankündigendes Wetterleuchten war, und man schließt eilig die Fenster, damit's nicht einschlägt.

Was sich jetzt im öffentlichen Leben Deutschlands abspielt, steht in der Tat seit Jahrzehnten einzig in der Geschichte des deutschen Parlaments da. Man muß schon in die dunklen Zeiten des Ausnahmegesetzes zurückwandern, wo im Kanzlersessel der Vater der politischen Korruption saß, der olle ehrliche Bismard, und ihm zur Seite der schamloseste aller preussischen Minister, sein Schwager Puttkamer. Als damals die Spitzeleien der Puttkamerischen Polizei an den Tag kamen, als einer dieser Lumpen hunde nach dem andern ans Licht gezogen wurde, da stellte sich Herr Puttkamer schützend vor die Polizeispitze und sorgte dafür, daß ihnen „als eine eklatante Genugtuung“ das Allgemeine Ehrenzeichen in Gold überreicht wurde. Herr Bethmann seinerseits hat dafür gesorgt, daß über die Schutleute von Moabit, über deren rohes Vorgehen sich nahezu alle Zeugenaussagen deden, deren Spitzeleien seit Jahrzehnten urkundlich feststehen und deren Spitzeltalente auch in Moabit durch einwandfreie Zeugenaussagen eiblich festgestellt sind, sich ein reicher Ordensfegen ergießen wird. Und er hat noch mehr getan: er hat in ein schwebendes Gerichtsverfahren zugunsten der Polizei eingegriffen, und darauf festgenagelt, hat er diesen Eingriff wiederholt und das Urteil des Gerichts vorweggenommen. Damit hat dieser Herr bewiesen, daß ihm sogar die nötigen moralischen Qualitäten fehlen — von den intellektuellen ganz zu schweigen —, die nun einmal nötig sind, wenn man als Prokurist der herrschenden Klassen die politischen Geschäfte der Firma Kapital u. Co. führen will.

Gewiß! Man wird dem armen Manne auf dem Kanzlersessel sein Mitgefühl nicht versagen. Auch er ist ein Opfer seiner Verhältnisse, auch er ist ein Opfer der Moabiter Polizei, über die er schützend seine dürren Hände halten wollte, wobei er sich aber nur selber am Polizeifüßel die fürchterlichsten Wunden holte. Um das Ansehen der Polizei zu retten, ruinierte er sein eigenes Ansehen. Und an den Wunden, die er sich hier geholt, wird er hoffnungslos verbluten.

Moabit.

Fünfundzwanzigster Tag.

Die Erörterung des allgemeinen Teils der Anklage wird fortgesetzt. Den Fall der Mißhandlung eines Mannes mit einem Stiefel durch einen Polizeileutnant bekräftigt die Zeugin Frau Noa: Der Krüppel mit dem Stiefel lag am Boden, da kam ein Polizeileutnant und

Sie trat von ihm weg und ging hinab in die Kajüte. Eine erregte, gepreßte schwere Gemütsstimmung hatte sie ergriffen, ohne daß sie sich selbst den Grund erklären konnte. Sie mußte sich irgendwie Luft machen, dachte an Bernt und wie es gewesen wäre, wenn er den Sprung gewagt hätte — er hätte es sicherlich getan — und hörte wieder die kurze Antwort des Bergensers: „Mein Vater ist nicht danach!“ . . . Es war außer der Spannung des Tags so viel, was in ihr emporstieg, nicht zuletzt der Gedanke, daß Kristensen auch „danach“ war, um Bernt zu zwingen, und die Unmöglichkeit für sie, mit ihrem Manne, den die Kränkungen von daheim so wund und empfindlich gemacht hatten, den Kampf aufzunehmen.

Sie lag in der Koje und weinte und schluchzte, daß sie selbst es eine Schande nannte; aber je mehr sie weinte, desto mehr mußte sie weinen. Als ihr Mann später herabkam und sie in diesem Zustande erblickte, wurde ihm ganz wunderbarlich zumute. Nie zuvor hatte er seine Frau so schwach gesehen.

„Ja freilich war es gräßlich zu sehen, wie er über Bord ging, aber jetzt ist es ja vorüber, Gertrud!“

„Vorüber? . . . Nein, es ist nicht vorüber, Kristensen — nicht einmal am Anfang, aber das verstehst du nicht.“

Kristensen stand mit halb offenem Mund; er verstand allerdings nichts — und sollte es auch nie verstehen.

Sie stützte den Kopf auf den Arm, der auf der Kojelante ruhte.

„Siehst du nicht, wie hübsch der Bergenser ist, Kristensen? Ich fand es vom ersten Tage an, als er an Bord kam.“

„So?“

„Ein wenig toll und wild, aber so recht ein Junge zum Liebhaben.“

„So, Mutter?“

„Mir können die Eltern leid tun, denen er ausgehauen ist.“

„Mag schon sein.“

„Ich denke, wir sollten ihm für das, was er heute getan, etwas aeben.“

Seuilleton.

Rutland.

Erzählung von Jonas Lie.

Aus dem Norwegischen übersezt von Emilie Stein.

27] Nachdruck verboten.

Madam Kristensen stand unbeweglich an der Kelling, bis sie ganz unter der Schiffsseite und endlich an Bord waren. Da aber begann ihre Tätigkeit. Während Anders in die Koje gebracht wurde und der Bergenser sich mit zitternden Knien hinunterschleppte, um sich die Jacke auszuziehen, wie er mit einem Versuch zu scherzen sagte, machte Madam Kristensen Feuer in der Rambüse, zählte fünfundsiebzig Kampftropfen ab, ohne mit der Hand zu zittern, fühlte Anders den Puls und das Herz . . . Und erst, als alles in Ordnung war, wandte sie sich dem Bergenser zu und wollte auch ihm fünfundsiebzig Tropfen aufnötigen; da aber zitterte sie und konnte vor Tränen nicht zählen, so daß sie den Teelöffel sinken lassen mußte.

„Ein Weib und sieben Kinder, Bergenser! . . . und . . . was haben wir dir zu danken . . . Du Armer! — kannst nicht einmal ordentlich die Kleider wechseln. Warte, ich schide dir ein gutes Wollwamms herunter, das dir nützen kann, und ordentliche Stiefel, die du gut brauchen kannst.“

Es währte eine ganze Stunde, bis der Bergenser wieder auf Deck heraufkam. Der hübsche schmutze Mensch war angegriffener, als er es gesehen wollte. Sein Gesicht war noch sehr blaß und die Stimme heiser. Er sah nun als Löwe des Abends in seinen besten Kleidern auf dem Kajütenroof, während sie bei Halbdämmer und matten Sternenschein in den schmalen Lauf zwischen Mieland und Tessel einsegelten, und Madam Kristensen schenkte ihm und den Andern heißen Punsch ein. Man mußte ja von der Sache reden, es war ein Bedürfnis in ihr und in

ihnen allen; aber noch wußte keiner was rechtes zu sagen, sie waren alle noch zu sehr hergenommen. Anders lag in tiefem Schlaf unten; Nils saß auf der Luke und nickte mit seiner spitzen Nase, als wollte er, wie der Bergenser sagte, „den Bootshaken ins Deck bohren“, und mit Martin stand es auch nicht besser. Kristensen hatte Steuer und Auslugwache übernommen. Bis Harlingen kamen sie kaum vor zwei, drei Uhr des Nachts.

Madam Kristensen saß, ganz in ihre Gedanken verloren, allein bei der Kelling. Endlich rief sie den Bergenser zu sich:

„Höre, Bergenser! — schreibst du niemals heim? . . . Na, sei aufrichtig und lüg mir nichts vor!“

„Nei . . . ein, Madam!“

„Und deine Eltern leben . . . alle beide?“

„Ja — mein Vater ist Wätker.“

„Was würde wohl, glaubst du, deine Mutter sagen, wenn sie wüßte, wie du heute da draußen im Wasser gelegen bist?“

Des Bergensers Blick wich ihren forschenden Augen aus. Endlich sagte er ahlenkend: — „Ach, es ist ja alles gut ausgefallen, Madam!“

„Was sagst du, wenn ich dir Gelegenheit verschaffte, heimzureisen? . . . ich könnte ja mit deinen Eltern sprechen.“

„Damit man mir wieder erlaubte, mit Schlagband und Taube zu hantieren und in der Neujahrsnacht mit der Rippermusik herumzuziehen? Nein, schönen Dank, Madam!“ Er sprang trotzig auf und etwas Wildes kam in sein Wesen. — „Ich hab's ja noch nicht versucht, vom Rutland durchzubrennen. Aber wenn ich jetzt nach Holland komme, könnt es ja anders werden, und dann grüßen sie mir Bernt recht fleißig, Madam! — denn heim geh ich nicht, mein Vater ist nicht danach!“ fügte er finster hinzu.

„Dann ist es vielleicht besser, Madam Kristensen verhilft dir auf irgendeine honette Art wieder zu einer Auslandsreise, wenn sich eine Aussicht in Holland zeigt. Bon uns sollst du fort, Bergenser, ohne daß du dich zu schämen brauchst.“